

JOHN MADDOX ROBERTS
Tod eines Centurio

Buch

Man schreibt das Jahr 58 v. Chr. Julius Caesar steht mit seiner Armee im Rhonetal, belagert von wilden gallischen Stämmen. Für die glorreichen römischen Legionen sieht es nicht gut aus, zumal noch eine Horde germanischer Krieger den Rhein überschritten hat und zur Rhone vorrückt. Dann ereignet sich ein Mordfall im römischen Lager. Opfer ist Titus Vinius, ein korrupter Centurio, der bei seinen Soldaten allgemein verhaßt ist. Decius Caecilius Metellus, den es wegen seiner Feinde gegen seinen Willen aus Rom zur Armee verschlagen hat, wird von Caesar mit der Untersuchung des Falles beauftragt. Er braucht nicht lange, um zu erkennen, daß nicht nur die Legionäre Grund hatten, dem Centurio ans Leder zu wollen. Decius stößt auf eine Reihe von Ungereimtheiten: Woher kamen die enormen Summen, mit denen Vinius sich Landbesitz in Italien zulegen konnte? Um was ging es bei den geheimen Kontakten des Centurio mit den aufständischen Galliern? Und welche Rolle spielt Freda, die schöne germanische Sklavin von Vinius, hinter der das ganze Lager her ist? Als Decius die ersten Todesdrohungen erhält, wird ihm mit beängstigender Sicherheit klar, daß seine Feinde nicht nur jenseits der Lagertore stehen.

Autor

John Maddox Roberts, 1947 in Ohio geboren, machte sich zunächst als Autor zahlreicher Science-Fiction-Romane einen Namen. Sein erster historischer Kriminalroman »SPQR« wurde 1991 für den Edgar Allan Poe Award nominiert und war der Beginn einer Serie ausgesprochen erfolgreicher Romane mit dem Helden Decius Caecilius Metellus.

Von John Maddox Roberts außerdem bei Portobello lieferbar:

SPQR I. (55224)

Die Catilina-Verschwörung. (55313)

Der Musentempel. (55358)

Tödliche Saturnalien. (55379)

**JOHN MADDOX
ROBERTS
TOD EINES
CENTURIO**

Ein Krimi aus dem alten Rom
SPQR

Aus dem Amerikanischen
von Kristian Lutze

PORTOBELLO

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Nobody Loves a Centurion« bei St. Martin's Griffin, New York.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches sind chlorfrei und umweltschonend.

Portobello Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag, einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Einmalige Sonderausgabe März 2007

Copyright © der Originalausgabe 1995 by John Maddox Roberts

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1995

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagmotiv: Artothek: Tempesta,

»Schlacht zwischen Reitern und Fußvolk«

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

NG · Herstellung: we

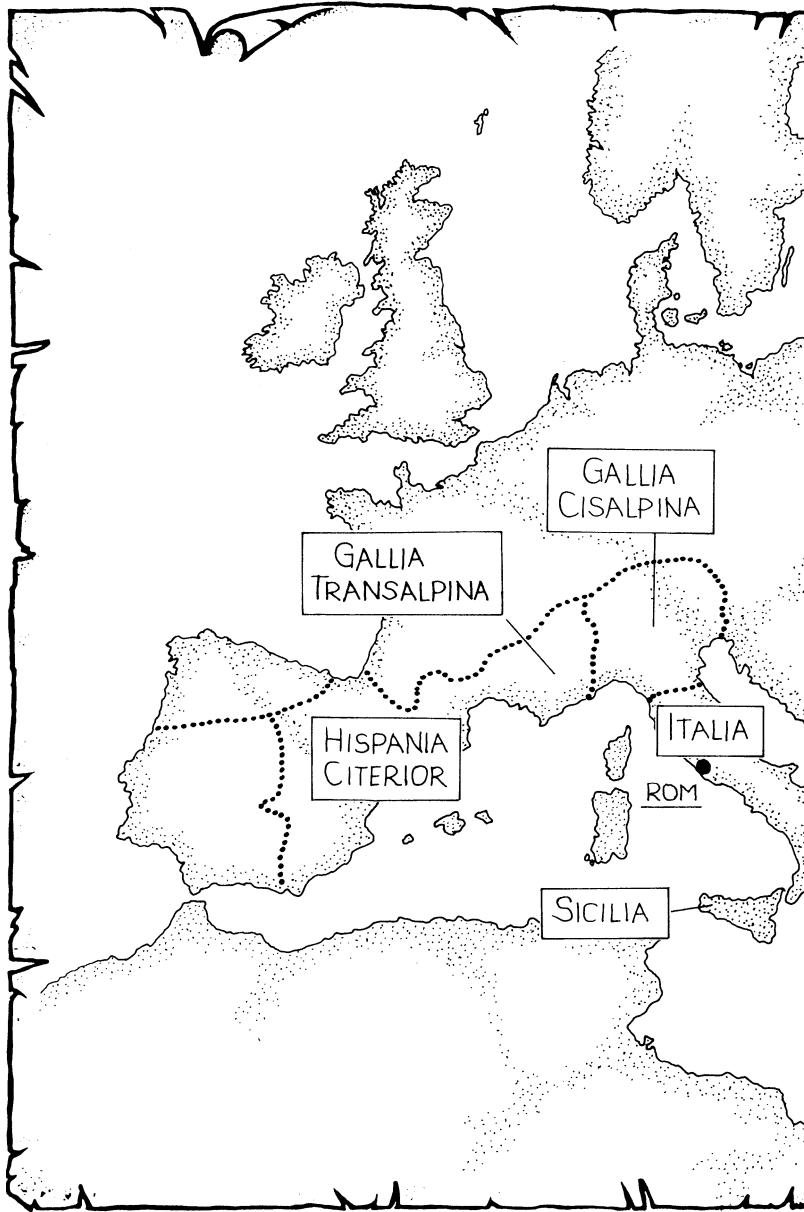
Printed in Germany

ISBN 978-3-442-55487-4

www.portobello-verlag.de

10 9 8 7 6 5 4 3 2 1





DAS RÖMISCHE REICH

58 v. Chr.

KM



500

MACEDONIA

BITHYNIA
ET PONTUS

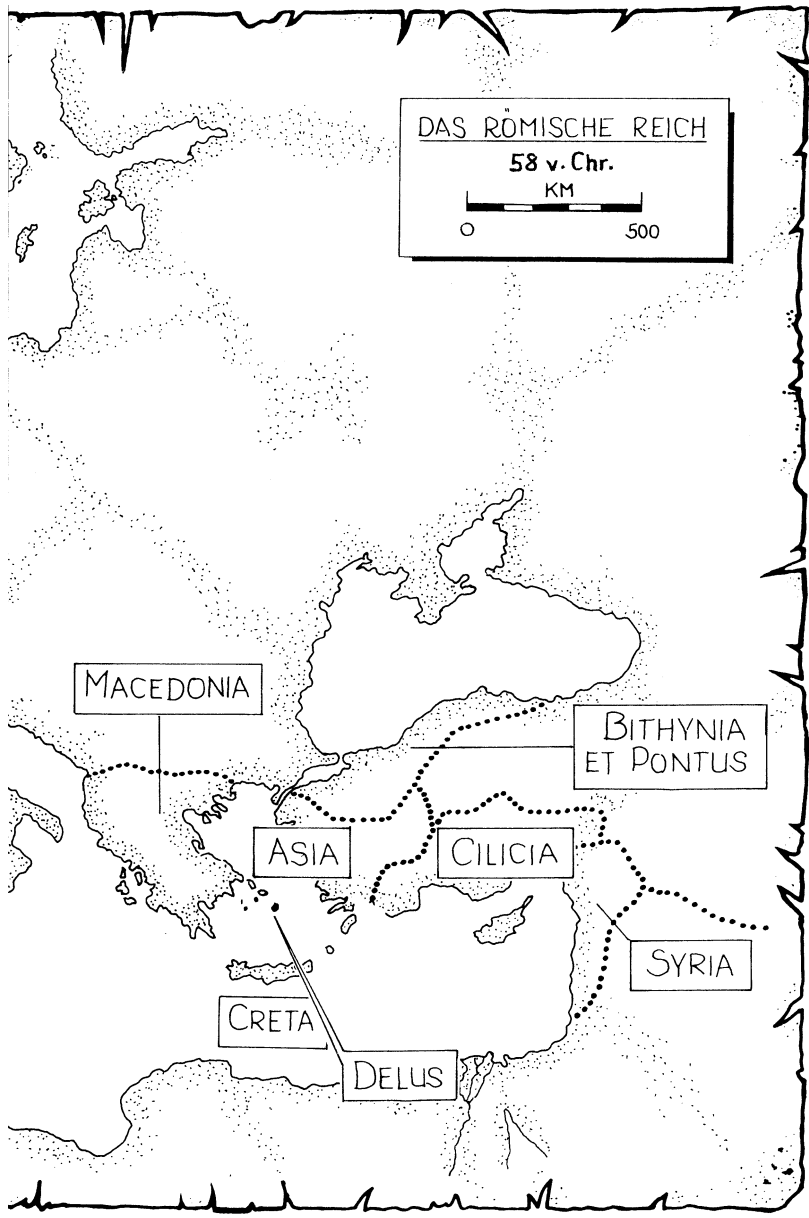
ASIA

CILICIA

SYRIA

CRETA

DELUS



Meiner Ansicht nach ist Alexander der Große an allem schuld. Seit dieser kleine makedonische Idiot beschlossen hat, die ganze Welt zu erobern, bevor er alt genug war, sich zu rasieren, hat jeder Narr mit einem Schwert und einem vernünftigen Paar Stiefel versucht, es ihm nachzutun. In den Tagen meiner Jugend gab es eine ganze Reihe von Möchtegern-Alexandern. Marius hat einen Anlauf genommen. Sulla hat sich versucht. Genau wie Lucullus. Es gab andere, denen es nicht einmal gelungen ist, sich auch nur annähernd einen Namen wie einer dieser Männer zu machen.

Pompeius hätte es fast geschafft. Da Rom eine Republik war und er seine Armee nicht einfach erben konnte wie Alexander, er jedoch auch zu faul war, sich mit den öffentlichen Ämtern abzumühen, deren Bekleidung Voraussetzung für einen militärischen Oberbefehl war, ließ er seine ihm verpflichteten Tribunen kurzerhand ein paar Gesetze durch die Volksversammlungen peitschen, die ihm die entsprechenden Vollmachten einräumten und einen Notstand behaupteten, der es ihm unmöglich machte, nach Rom zurückzukehren und für ein Amt zu kandidieren. Für den Notstand sorgte Pompeius für gewöhnlich selbst. In den meisten Fällen verließen ihm die Tribunen einen Oberbefehl, nachdem ein besserer Mann den Großteil der zu schlagenden Schlachten bereits gewonnen hatte, so daß Pompeius dem Feind nur noch den Todesstoß versetzen und die Beute kassieren mußte. Doch das zeigt nur, daß Pompeius intelligenter war als Alexander. Römer sind eben in der Regel intelligenter als Ausländer.

Die feindlichen Heerführer boten römischen Feldherren nur selten Paroli, das wurde von ihren politischen Gegnern

Zuhause erledigt. Interne Machtkämpfe waren der Fluch der Republik, aber wahrscheinlich haben sie uns auch mehr als zwei Jahrhunderte vor der Monarchie bewahrt.

Im übrigen kämpfte Alexander normalerweise gegen die Perser, was ihm unglaublich geholfen hat. Die Römer hatten es nie mit einem Darius zu tun. Alexander stand ihm zweimal gegenüber, und beide Male rannte Darius nach der ersten Feindberührung, seine Armee, sein Lager, die Gepäckwagen und seine Ehefrauen zurücklassend, davon wie ein geprügelter Pavian. Alle unsere Feinde hingegen waren zähe und brutale Kämpfer, die sich erst nach mehrmaligem heftigem Blutvergießen einverstanden erklärten, vernünftig zu sein, sich friedlich niederzulassen und ihre Steuern zu bezahlen. Mit einem Hannibal mußte sich Alexander nie auseinandersetzen. Wenn, wäre er wahrscheinlich schnurstracks zurück nach Makedonien marschiert, um Schafe zu zählen, was sowieso das einzige ist, wozu Makedonier wirklich taugen.

Der unwahrscheinlichste Bewerber um die herrschaftliche Krone Alexanders aber war Gaius Julius Caesar, und doch war er derjenige, der diesem Ziel am nächsten kam. Zu meinem bleibenden Entsetzen habe ich ihm auch noch dabei geholfen.

Es war eine lange Reise und eine schlechte Zeit, sie zu unternehmen. Der späte Winter bringt der italischen Halbinsel das schlimmste Wetter, und in Gallien ist es nicht besser. Natürlich wäre es schneller gegangen, wäre ich von Ostia nach Massilia gesegelt; doch wie jeder halbwegs vernünftige Mensch hasse ich Seereisen. Also machte ich mich mit meinem Sklaven Hermes und zwei Packeseln auf den Weg von Rom die Küste entlang durch Etrurien und Ligurien in die Provinz.

Ich muß wohl kaum extra betonen, daß es nicht das Streben nach militärischem Ruhm war, was mich trieb. Ich mußte

Rom verlassen, weil Clodius, mein Todfeind, für dieses Jahr ein Tribunat errungen hatte und damit in der Lage war, unkalkulierbaren Schaden anzurichten. Für die Dauer seiner einjährigen Amtszeit konnte niemand etwas dagegen unternehmen. Außerdem sah mich meine Familie für ein höheres politisches Amt vor, und ich brauchte noch ein paar Feldzüge mehr auf meinem Militärgürtel, um mich für eine Kandidatur als Praetor zu qualifizieren. Und wenn die Patriarchen meiner Familie Befehle gaben, gehorchte jeder, der den Namen Caecilius Metellus trug.

In jenen Jahren war meine Familie die bei weitem wichtigste plebejische Familie Roms. Das Gens der Caecilier war uralt, unglaublich vielköpfig und unsagbar vornehm, mit einer Ahnengalerie von Konsuln, die bis zur Gründung der Republik zurückreichte. Mein Vater hatte jedes Amt auf dem *Cursum honorum* innegehabt, zusätzlich noch einige nicht obligatorische wie die Ämter des Militärtribunen, des Aedilen, des Volkstribunen und des Zensors.

Natürlich bestand die Möglichkeit, daß ich bei der Erlangung der notwendigen militärischen Qualifikationen getötet wurde. Aber wie schon gesagt, meine Familie war so seuchenhaft weitverzweigt, daß sich zweifelsohne ein Ersatzmann auftreiben lassen würde.

Also machte ich mich auf den Weg die Küste entlang und ließ mir Zeit dabei; ich hielt wo immer möglich Station bei Freunden, übernachtete nur, wenn es unvermeidlich war, in Gasthöfen und nahm an den örtlichen Spielen und Feierlichkeiten teil, wo immer sich die Gelegenheit bot. Ich hatte es nicht eilig, zu Roms jüngstem Kriegsschauplatz zu gelangen. Selbst als sehr junger Mann habe ich, im Gegensatz zu vielen frisch eingezogenen Rekruten, nie unter dem Gedanken gelitten, daß die ganze Aufregung schon vorüber sein könnte, bevor ich am Ort des Geschehens eintraf.

Von Ligurien kommend, passierten wir die Ausläufer der maritimischen Alpen und erreichten die Provinz, die älteste unserer Eroberungen außerhalb Italiens, deren herausragender Vorzug darin bestand, daß wir fortan nach Spanien gelangen konnten, ohne zu ertrinken. Die Straße führte durch eine Reihe von griechischen Kolonialstädtchen und erreichte schließlich Massilia, eine wunderschöne Stadt, wie so viele in den Kolonien. Wenn man eine Stadt vom ersten Spatenstich an plant, kann man sich um Dinge wie Ordnung, Proportionen und Harmonie kümmern. Städte wie Rom, die im Laufe der Jahrhunderte einfach gewachsen sind, wuchern in alle Richtungen, Tempel, Mietskasernen und Fischmärkte bunt durcheinandergewürfelt. Außerdem war Massilia der nördlichste Ort, in dem man ein vernünftiges Bad finden konnte. In jenen Tagen noch eine unabhängige Stadt, hieß Massilia Massalia, weil die Griechen sich mit der Rechtschreibung schwertaten.

Technisch gesehen, befand sich das gesamte Gebiet im Kriegszustand, so daß ich die Zeit für gekommen hielt, mich möglichst soldatisch zu präsentieren. Meine Militär-Tunika und -Stiefel trug ich bereits, und als wir jetzt von unseren Rössern stiegen, beeilte sich Hermes, meine Rüstung von einem der Packesel zu holen. Er war ein gut gewachsener Junge von damals achtzehn Jahren mit ausgeprägten kriminellen Neigungen. Jeder Offizier, der an einem Feldzug teilnimmt, braucht einen versierten Dieb an seiner Seite, der ihn mit den Notwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens versorgt.

Zunächst streifte ich die leicht gepolsterte Kampftunika mit ihren mit Lederfransen besetzten Schultern und den dazu passenden, mit Lederriemen verzierten Rock über. Dann legte Hermes mir meine Rüstung an. Es gibt zwei Möglichkeiten, kräftige Muskeln zu bekommen: Entweder man plagt

sich in jahrelangem Training, oder man kauft sie von einem Waffenschmied. Ich hatte mich für letzteres entschieden. Meine Rüstung war mit Muskeln ausgestattet, um die Herkules mich beneidet hätte, komplett mit silbernen Brustwarzen und einem filigran gearbeiteten Bauchnabel. Zwischen den kräftigen Brüsten prangte ein furchterregender Gorgonen-Kopf, um alles Böse abzuschrecken.

Hermes befestigte meinen roten Militär-Umhang an den Ringen, die das Gorgonen-Haupt flankierten, packte meinen Helm aus und steckte ihm behutsam den Helmbusch aus wehendem weißem Pferdehaar auf. Es war ein Helm im griechischen Stil mit einer Spitze, die direkt über meinen Augen hervorragte, die Bronze war auf Hochglanz poliert und überall mit silbernen Akanthusblättern verziert. Vielleicht war es auch Efeu oder möglicherweise sogar Eiche oder Olive. Ich habe vergessen, bei welchem Gott ich mich gerade einschmeicheln wollte, als ich die Rüstung kaufte.

Hermes befestigte den Wangenschutz unter meinem Kinn und trat einen Schritt zurück, um die Gesamtwirkung zu bewundern. »Herr, du siehst genau aus wie Mars!«

»In der Tat«, gab ich ihm recht. »Ich mag ja ein unverbesserlicher Zivilist sein, aber ich kann zumindest aussehen wie ein Soldat. Wo ist mein Schwert?«

Hermes fand mein Paradeschwert, und ich schnallte es wie ein homerischer Held an meine mit Bronze gepanzerte Hüfte. Mein genauer Rang war noch unklar, so daß ich die Schärpe der befehlshabenden Offiziere sicherheitshalber fürs erste wegließ. Wir bestiegen wieder unsere Pferde und ritten in die Stadt, wo ich mit gebührendem Respekt empfangen wurde. Der erste römische Beamte, den wir trafen, hatte allerdings beunruhigende Nachrichten für uns. Caesar war gen Norden in die Berge weitermarschiert, um sich mit ein paar Helvetiern herumzuschlagen. Sie waren in einer Stadt mit dem Na-

men Genava am See Lemannus. Alle Offiziere und Verstärkungstruppen sollten sich unverzüglich im römischen Lager melden.

Das war eine unerwartete Entwicklung. Ich hatte noch nie von einer Armee gehört, die sich mit einer solchen Geschwindigkeit vorwärts bewegte wie Caesars Truppen. Sie hatten den ganzen Weg von Mittelitalien bis zum See Lemannus in der Hälfte der üblichen Reisezeit zurückgelegt. Caesar hatte zeit seines Lebens als faul und träge gegolten, so daß ich das als ominöses Zeichen betrachtete.

Also ritten wir ohne Bad und eine Nacht gesunden Schlafes weiter. Die Tage des Müßiggangs waren vorüber, weil Caesar vorausschauend Verbindungsposten eingerichtet hatte, in denen sich seine Offiziere mit frischen Reittieren versorgen konnten, so daß sie keine Entschuldigung für eine weitere Verzögerung ihrer Ankunft vorbringen konnten. Die Strafe war nicht genauer definiert, doch man durfte getrost den sicheren Tod erwarten, denn nur ein Diktator verfügt über ähnliche Macht wie ein Prokonsul in seiner Provinz.

Unser Weg führte uns durch das Rhonetal am östlichen Ufer flußaufwärts. Die Landschaft war durchaus reizvoll, doch ich war nicht in der Stimmung, sie entsprechend zu würdigen. Selbst Hermes, der für gewöhnlich unerträglich fröhlich ist, wurde immer gedrückter. Massilia war noch ein zivilisierter Ort gewesen, doch jetzt bewegten wir uns in galischem Kernland, das mit Ausnahme einiger fahrender Händler vor uns nur wenige Menschen betreten hatten.

Wir kamen durch eine Reihe kleiner adretter Dörfer. Die meisten Gebäude waren runde reetgedeckte Lehmhütten. Nur die repräsentativeren Bauwerke hatten einen Rahmen aus massivem Holz, die Zwischenräume waren mit Flechtwerk, Ziegel- oder Sandstein gefüllt und weiß getüncht, was einen angenehmen Kontrast zu dem dunklen Holz bildete.

Die Felder waren ordentlich angelegt und durch flache Bruchsteinmauern voneinander getrennt, jedoch ohne die geometrische Strenge, die einem von römischen oder ägyptischen Äckern so vertraut ist.

Die Leute musterten uns mit neugierigem Interesse ohne jede Feindseligkeit. Die Gallier lieben bunte Farben; ihre Kleidung war lebhaft mit kontrastierenden Streifen und Karos gemustert. Vertreter beiderlei Geschlechts trugen Schmuck, die Armen aus Bronze, die Wohlhabenden aus massivem Gold.

»Die Frauen sind häßlich«, beschwerte sich Hermes, ihre sommersprossige Haut, ihre Stupsnasen und ihre runden Gesichter bemerkend, die sich markant von den langen, ausgeprägten Gesichtszügen unterschieden, die wir Römer so bewundern.

»Glaub mir«, versicherte ich ihm, »je länger du hier bist, desto besser werden sie dir gefallen.«

»So furchteinflößend sehen sie gar nicht aus«, meinte er in dem Versuch, sich selbst Mut zu machen. »Nach allem, was die Leute so reden, hatte ich wilde Riesen erwartet.«

»Das hier sind in der Hauptsache Bauern und Sklaven«, erklärte ich ihm. »Die militärische Kaste macht sich die Hände kaum mit bäuerlicher oder anderer Arbeit schmutzig. Warte, bis du die Krieger siehst. Die werden deine schlimmsten Befürchtungen bestätigen.«

»Wenn die Gallier schon so schlimm sind«, sagte er, »wie müssen dann erst die Germanen sein?«

Die Frage hing wie eine dunkle Wolke vor der Sonne. »Über die Germanen möchte ich nicht einmal nachdenken«, erwiderte ich.

Caesars Lager war nicht schwer zu finden. Ein römisches Lager auf barbarischem Territorium ist wie eine Stadt, die vom Himmel in die Wildnis gefallen ist. Das Lager lag unweit

des reizvollen Lemannus-Sees, rechteckig wie ein Ziegelstein, wobei das Wort »Lager« dem nicht gerecht wird, was eine römische Legion überall dort errichtet, wo sie auch nur für eine Nacht Station macht. Zunächst trifft eine Vorhut ein, die etwa eine Stunde vor der eigentlichen Legion marschiert, um ein geeignetes Gelände abzustecken sowie die Tore, die Hauptstraßen und das Praetorium zu markieren. Die Plätze, wo die einzelnen Kohorten campieren, werden mit kleinen bunten Fähnchen gekennzeichnet.

Wenn die Legion selbst eintrifft, stapeln die Soldaten ihre Waffen und packen ihre Werkzeuge und Körbe zur Erdbe wegung aus. Sie heben einen Graben um die gesamte abgesteckte Fläche aus und schütten dahinter einen Wall auf. Auf diesem Wall wird eine Palisade errichtet; die Pfähle dafür tragen die Legionäre den ganzen Weg auf dem Rücken mit sich. Wachposten werden aufgestellt, und erst dann begeben sich die Soldaten in das solcherart gesicherte Lager, um ihre Zelte aufzuschlagen; eine achtköpfige Einheit pro Zelt, zehn Einheiten pro Centurie, sechs Centurien pro Kohorte und zehn Kohorten pro Legion, alles nach einem unveränderlichen Muster angelegt, so daß jeder Mann bei einem nächtlichen Alarm genau weiß, in welche Richtung er sich wenden und wie viele Straßen er passieren muß, um den ihm zugewiesenen Platz am Schutzwall zu erreichen. In gewisser Weise lebt jeder römische Legionär, ganz egal wo er sich aufhält, immer am selben Fleck in immer derselben Stadt.

Allein der Anblick eines Militärlagers macht mich stolz, ein Römer zu sein, solange ich nicht darin leben muß. Angeblich haben barbarische Armeen schon kapituliert, nachdem sie nur zugesehen hatten, wie eine Legion ihr Lager aufschlägt. Neben Caesars Legionärs-Lager befand sich das nicht ganz so strenge, aber noch immer disziplinierte und ordentliche Lager der Hilfstruppen, die von unseren Verbündeten gestellt

oder als Söldner angeheuert wurden: Bogenschützen, Katalpultisten, Reiter, Plänkler und so weiter. Römische Bürger kämpfen nur als Infanteristen, behelmt und gepanzert, mit einem großen ovalen Schild, dem schweren Pilum, das man aus kurzer Entfernung sauber durch den Schild eines Feindes schleudern kann, sowie dem Kurzschwert ausgerüstet, das in den Händen eines Fachmannes eine grausam effektive Waffe sein kann.

»Guck dir das an!« rief Hermes überschwenglich. »Ein so gut gesichertes Lager werden diese Barbaren nie angreifen!«

»Ein Abbild römischer Stärke«, erklärte ich, um seinen Optimismus nicht unnötig zu dämpfen. Innerlich war ich weniger überzeugt. Eine einzelne Legion plus in etwa die gleiche Anzahl an Hilfstruppen war keine besonders große Streitmacht, um gegen eine ganze Nation von Barbaren ins Feld zu ziehen. Vielleicht, überlegte ich, waren die Helvetier kein besonders großes Volk, eine Vermutung, die mich auf der Stelle als Augur disqualifiziert hätte. Gerade diese beruhigenden Fiktionen waren es, die mir oft genug in meinem Leben den klaren Blick auf die Realitäten verstellen haben.

Jenseits von Caesars Lager konnte ich in dunstiger Entfernung gerade noch eine wuchernde, unordentliche Siedlung erkennen, zweifelsohne Genava. Die Männer im Lager waren überdies mit einem weiteren Projekt beschäftigt, einem Erdamm, der sich vom See aus zum nächstgelegenen Gebirgsausläufer erstreckte und sich in der Ferne verlor. Er lag genau zwischen Lager und Stadt, so daß ich vermutete, daß er die Gallier abschrecken sollte, das Lager mit ihrer bevorzugten Taktik, dem frontalen und ungeordneten Ausfall, zu überrennen. Diese Maßnahme fand meine volle Zustimmung. Je mehr Barrieren zwischen mir und diesen Wilden errichtet wurden, desto besser.

Unser Weg führte uns zu einem Fleck etwa eine Viertel-

meile vom Legionärslager entfernt, wo ein Arbeitstrupp unter Aufsicht eines Offiziers auf der Kuppe des Damms schuf-tete. Ihre Speere waren in Tripoden aufgestellt, die Helme auf den Speerspitzen, die Schilde seitlich dagegen gelehnt. Die schlanken Wurfspeere und die schmalen flachen Schilde identifizierten die Männer als Plänkler. Der Offizier grinste breit, als er uns sah.

»Decius!« Es war Gnaeus Quintilius Carbo, ein alter Freund.

»Carbo! Ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich bin, dich hier zu treffen! Jetzt weiß ich, daß wir gewinnen werden.« Ich glitt von meinem Pferd und ergriff seine Hand, die so fest war wie die irgendeines gewöhnlichen Legionärs. Carbo war langjähriger Berufssoldat, ein Abkömmling des Landadels aus der Gegend von Caere, und so altmodisch, wie man sich einen Römer nur wünschen konnte. Alte Betrüger wie mein Vater und seine Spießgesellen machten stets ein großes Gewese um ihr traditionsverbundenes Römertum, doch Carbo war echt, ein Mann wie aus den Zeiten des Camillus.

»Ich hatte so eine Ahnung, daß du auftauchen würdest, Decius. Als ich gehört habe, daß Clodius Tribun geworden ist und du mit Caesars Nichte verlobt bist, wußte ich, daß es nur eine Frage der Zeit wäre, bis du dich uns anschließt.« Carbo, geseget sei sein eisernes Kämpferherz, nahm an, daß ich begierig auf Kampfgetümmel und Schlachtenruhm war.

»Was machst du denn hier draußen?« fragte ich ihn. »Bist du für die Befestigungsanlagen zuständig?«

»Nein, ich kommandiere auf diesem Feldzug eine der Hilfstruppen.« Er nickte in Richtung der Truppe, die auf dem Damm zugegen war. »Das sind einige meiner Männer.«

»Du?« fragte ich überrascht. »Du bist doch mit Lucullus kreuz und quer durch Asien gezogen und bei seinem Triumphzug mitmarschiert! Du solltest den Oberbefehl über

eine reguläre Legion haben. Warum sollte Caesar einen Mann von deinem Rang und deiner Erfahrung als Kommandeur einer Plänklertruppe einsetzen?« Ich dachte, er würde das als Beleidigung auffassen, doch er schüttelte den Kopf.

»Diese Armee ist anders, Decius. Caesar handhabt die Dinge nicht so wie andere Befehlshaber. Er hat einige seiner erfahrensten Männer als Kommandeure der Hilfstruppen eingesetzt. Hast du das Gelände gesehen, diese Wälder? Glaub mir, es wird noch schlimmer, wenn wir auf den Rheinus zumarschieren. Es ist völlig unmöglich, die Legionäre in irgendeiner Art von Schlachtordnung da durchmarschieren zu lassen. Man muß sie durch die Täler führen, und dafür braucht man jede Menge flankierender Hilfstruppen, die die Wälder zu beiden Seiten des Zuges von Feinden säubern. Außerdem kämpfen die Gallier gerne im Laufen, so daß die Vorhut aus den besten Plänklern bestehen muß, sonst greifen einen diese Barbaren schon an, bevor man sie kommen sieht. In diesem Krieg sind die Hilfstruppen überaus wichtig.«

»Ich meine, jeder Soldat ist wichtig, wenn das Caesars gesamte Streitmacht ist.«

»Da hast du allerdings recht. Ich nehme nicht an, daß du Verstärkung mitbringst?«

Ich wies mit dem Daumen über meine Schulter. »Nur meinen Leibsklaven Hermes. Gibt es irgend etwas, was du gestohlen haben möchtest?«

Er verzog das Gesicht. »Das stand ja auch nicht zu erwarten. Angeblich soll Pompeius zwei weitere Legionen für uns ausheben, aber wir haben noch nichts von ihnen gesehen.«

Pompeius und Crassus, Caesars Kollegen, hatten ihm seinen außerordentlichen fünfjährigen Oberbefehl über Gallien gesichert und versprochen, ihn zu unterstützen. Wenn er den beiden vertraute, dachte ich still für mich, konnte er lange auf seine Verstärkung warten.

Mit ausgesprochen säuerlicher Miene musterte Carbo mich von Kopf bis Fuß. »Und, Decius, tu dir, mir, der Armee und den unsterblichen Göttern einen Gefallen und zieh diese Parade-Uniform aus, bevor du dich bei Caesar meldest. Diese Armee ist anders als die Armeen, in denen du vorher gedient hast.«

»Meinst du? Ich finde mich eigentlich ganz stattlich so.« Erst jetzt bemerkte ich, daß Carbo ein schlichtes gallisches Kettenhemd und einen topfförmigen Bronzehelm bar jeder Verzierung trug und aussah wie ein gewöhnlicher Legionär, mit Ausnahme seines Schwertes, das nicht an der rechten, sondern an der linken Seite hing, und einer purpurnen Schärpe, die er als Insignum seines Kommandos um die Hüfte gewickelt hatte. Ich wunderte mich noch darüber, als wir aus dem Lager eine Reihe von Trompetenstößen hörten.

»Zu spät«, sagte Carbo. »Das ist der Offiziers-Appell. Du mußt dich unverzüglich melden. Mach dich auf ein paar Hänseleien gefaßt.«

Wir gingen zu Fuß ins Lager, während Hermes die Tiere hinter uns herführte.

»Wie lang ist denn dieser Schutzdamm, den ihr da baut?« fragte ich Carbo.

»Er erstreckt sich über etwa neunzehn Meilen vom See bis an die Berge, um die Helvetier abzuschrecken.«

»Neunzehn Meilen?« sagte ich fassungslos. »Sprechen wir hier über denselben Gaius Julius Caesar, den ich in Rom gekannt habe? Ein Mann, der, wenn er sich tragen lassen konnte, nie einen Schritt zu Fuß gegangen ist und nie eine schwerere Waffe erhoben hat als seine Stimme?«

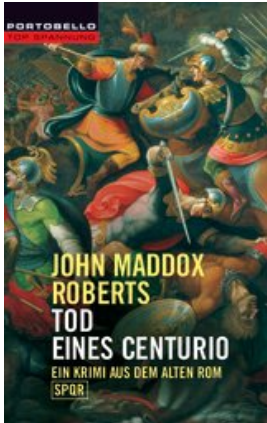
»Du wirst einen völlig anderen Caesar kennenlernen«, versprach er mir. Und das sollte ich wirklich.

Wir betraten das Lager durch das Südtor und gingen die Via praetoria hinunter, die gerade wie der Flug eines Pfeiles

in die Mitte des Lagers zum Praetorium führte; das innere Lager mit dem Zelt des Kommandostabs war von einem eigenen niedrigen Erdwall umgeben. Die Via praetoria wurde im rechten Winkel von der Via principalis gekreuzt, jenseits davon lagen die Quartiere der höheren Offiziere und anderer Truppenteile, die sie von den regulären Legionären, Decurios und Centurios getrennt untergebracht wissen wollten. Normalerweise waren das die Extraordinarii, Männer mit mehr als zwanzig Dienstjahren auf dem Buckel, die keine anderen Pflichten mehr hatten außer dem Kämpfen selbst. Mir fiel auf, daß um das Praetorium eine ungewöhnlich hohe Zahl kleinerer Zelte gruppiert war, und fragte Carbo danach.

»Eine spezielle praetorianische Wache, die Caesar eingerichtet hat. Sie besteht in der Hauptsache aus Hilfstruppen, sowohl zu Fuß als auch zu Pferde.« Andere Generäle verwendeten praetorianische Wachen normalerweise als Leibwächter während eines Feldzuges, oft jedoch auch als besondere Reserve, die sie im entscheidenden Moment in die Schlacht werfen konnten. Ich nahm an, daß Caesar die vielen Männer für letzteres vorsah.

Die Via principalis wurde in ganzer Länge bis vor das Praetorium von den Zelten der Praefekten und Tribunen gesäumt. An der Kreuzung der beiden Straßen war der Schrein der Legion aufgebaut, ein Zelt, in dem die Standarten aufbewahrt wurden. Davor war eine Ehrengarde aufgezogen, und da gutes Wetter herrschte, steckten die Standarten unbedeckt in ihren Holzständern. Die Wachen standen regungslos und mit gezogenem Schwert da. Wegen ihrer Kettenhemden und der kleinen runden Schilde, die sie trugen, hätte man annehmen können, daß es sich um Plänkler der Hilfstruppen handelte, doch ihre Position und das Löwenfell, das von den Helmen über ihren Rücken hing, kündete davon, daß sie Signifer und Aquilifer waren und somit zu den bedeutendsten Offizieren



John Maddox Roberts

Tod eines Centurio

Ein Krimi aus dem alten Rom - SPQR

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-55487-4

Portobello

Erscheinungstermin: Februar 2007

Mächtig erhebt sich das Lager der römischen Truppen in Gallien. Doch der erste Eindruck täuscht, denn ein Mordfall erschüttert die römischen Reihen. Opfer ist Vitus Vinius, ein Centurio, der bei seinen Soldaten sehr beliebt war. Decius Caecilius Metellus wird von Caesar beauftragt, den Mörder zu finden – aber seine Feinde stehen nicht nur jenseits der Lagertore ...

Decius Caecilius Metellus ermittelt wieder – der sechste Band aus der erfolgreichen SPQR-Reihe.